

Rosa Loui

Autor(en): **Bächtold, J.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **62 (1967)**

Heft 4-de

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-174040>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Man hat in letzter Zeit vom Untergang der Mundartdichtung und besonders der Mundartlyrik lesen können. Man wirft ihr vor, daß sie in Formen erstarrt sei, zu sehr in einer schon lange überholten Tradition verharre, zur Heimatdichtung mit dem Beigeschmack von Heimatschutz und Volkstümlichkeit geworden sei, wobei «volkstümlich» noch mißdeutet werde. Vielleicht liegt die Schuld auch bei Literaten, die die Mundartlyriker mit ein paar clichéhaften Sätzen abtaten.

Kurt Marti, Pfarrer an der Nydeggkirche Bern, dessen Gedichtbändchen *«vierzg gedicht ir bärner umgangsschprach»* Aufsehen erregte, sagte einmal: «Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich sage, daß das Wort ‚volkstümlich‘ nicht mehr überall volkstümlich ist . . . Dem Begriff haftet mehr und mehr etwas Museales an. Er spiegelt das Wesen des heutigen Landvolkes nicht mehr wider.»

Das sind harte Worte, über die man nachdenken muß, weil sie unbestreitbare Tatsachen ins Licht rücken. Aber andererseits muß man anerkennen, daß einige unter den jüngeren Lyrikern versuchen, die viel begangenen Pfade, allerdings etwas zaghaft, zu verlassen.

Kurt Martis Gedichte wirken wie ein Signal. Sie schrecken die einen auf, begeistern andere. Ja, man spricht von einer Neugeburt der Mundartlyrik und läßt das Bisherige in die Vergessenheit versinken.

Auffällig ist an diesem Bändchen mancherlei. Es erschien nämlich im deutschen Luchterhand-Verlag, Neuwied und Berlin, in welchem Otto F. Walter, der frühere Lektor des Walter-Verlags, Olten, die Edition besorgte. Man will uns offenbar wieder einmal, wie s. Z. bei Gotthelf, dessen Erstausgabe in Berlin erschien, vom Ausland her beweisen, daß wir bedeutende Köpfe besitzen. Merkwürdig ist auch, daß ein Norddeutscher, der, wie er zugibt, die «bärner umgangsschprach» kaum beherrscht, ein Nachwort schrieb, in welchem er u. a. darauf hinweist, daß in diesem Bändchen von Menschen des 20. Jahrhunderts geredet wird.

Das dritte vom Herkömmlichen Abweichende ist, daß Marti seine Gedichte in «bärner umgangsschprach» und nicht in berndeutsch ankündigt. Er will offenbar nicht zu den üblichen Mundartdichtern gezählt werden. Was versteht er unter Umgangssprache? Er legt keinen besondern Wert auf ein genaues Stadtbernesch. Er schreibt eine Sprache, wie man sie wahrscheinlich heute in Bern hören kann, mit Entlehnungen aus Fachsprachen, aus dem Schriftdeutschen, mit Formen aus andern Mundarten, kurzum eine Umgangssprache, einen zerredeten Dialekt. Neben dem berndeutschen «gäng» steht das heute fast überall gebräuchliche «immer», man stößt auf ein «irgendwie, bevor, *in texas, in cuba*». Daneben dringt gutes Berndeutsch durch. Der strenge Mundartler rümpft vielleicht die Nase und stößt ein «aha» aus. Aber eine solche Einstellung verbaut den Weg zu den Gedichten. Zweifellos liest man sie zuerst mit einigem Befremden, das aber zur Aufmerksamkeit und Besinnung zwingt. Dann erkennt man, daß diese an der Mundartlyrik gemessenen Gedichte wirklich neu sind, daß sie in einer uns vertrauten Sprache zu neuen Erfahrungen, Erlebnissen vordringen und dieser Sprache einen neuen Klang geben, aus ihr Bilder formen, die den heutigen Menschen ansprechen. Es sind neue Verse, neue Reime, soweit sie vorhanden sind, neue dichterische Ausdrucksformen. Es mag sein, daß manche Gedichte wie eine Sprachspielerei anmuten, in welcher der Wechsel der Vokale eine eigenartige Sprachmusik erzeugt, z. B.:

Wie geits?

äs chunnt	doch gly	und bald	bis
äs geit	chunnts so	geit meh	alles geit
ganz zeersch	wies geit	als chunnt	und nüüt meh chunnt
chunnt meh			
als geit			

Aber solche an sich richtige Feststellungen sagen nicht alles über diese Gedichte aus. Das Experiment entspringt einer inhaltlichen Verpflichtung. Die Gedichte sind kein Spiel, sie drücken vielmehr die innere Unruhe eines modernen Menschen aus, den unsere zerrissene, in tödlichen Widersprüchen sich bewegende und daher so gefährvolle Zeit aufwühlt. Pathetische Worte wären verfehlt. Ein innerer Zwang treibt den Dichter zur satirischen, ironischen, aber tiefersten Aussage. Gelegentlich sind seine Gedichte im Sinne der Polis politische Gedichte:

mer fahre	mer fahre
de vorfahre	de nachfahre
ou we mer vorfahre	ou we si vorfahre
nach	vor

In knappen Sätzen und Bildern wächst die Bedrohung der heutigen Menschheit im fünften Gedicht des kleinen Zyklus «8 × vietbärn» empor:

e schutt	d folter	dr möntsch:
i d ouge	uf ärde	sy egeti apokalypse
es mässer	genocid	
i buuch	us der luft	

Der so oft besungene Frühling geht über das Landschaftlich-Gemütvolle, das Bild des sich Erneuerns hinaus und greift mit kühnen Reimen ins Welt-politische hinein.

hahnefuß und ankeballe	härzig öigt dr erscht salat o
früelig trybt scho schtyf	wie ne gwunderfitz
liechti rägetropfe falle	aber warschauptakt und nato
radioaktiv	näme kei notiz

Für das Leid, den Schmerz und die Freude findet Marti neue Ausdrucksformen: *d wält voll göisse*

es git göisse vor fröid	immer isch d wält
göisse vor schmärz	voll göisse
göisse us liebi	immer chunnt d schtilli
göisse vor hass	wo alli göisse verschlückt
göissen am tag	bis nume no d schtilli
göissen ir nacht	und d schtilli ganz schtill
dr göiss byr geburt	en einzige göiss isch
dr göiss vor em tod	

Martis Gedichte zwingen den Leser nachzudenken, sie rütteln ihn auf, und zwar durch eine Sprache, die wir zu kennen glaubten, die aber neu ertönt, neu durch ihre Knappheit und Schärfe des Bildes, die Unmittelbarkeit des Ausdrucks, aber auch durch die denkerische Spannweite. Es sind Gedichte, aus unserer Zeit herausgewachsen, die sich an unsere Zeit wenden. Ob man sie beachten wird? Oder ob Marti als Neuerer verdächtigt wird? Wer kann das sagen!

Dr. J. M. Bächtold